

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 280.

Mittwoch, 1. Dezember.

1915.

(28. Fortsetzung.)

## Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebeles Müll.

Am nächsten Morgen fuhr Herbert nach Hause. Als er spät am Abend in Fünfs-Hügelchen eintraf, ging er erst gar nicht in den Klub, denn er wußte, daß von seinen intimen Bekannten außer Oberleutnant von Wobbel noch niemand aus der Sommerfrische zurück war.

Und Dr. Wulffen, dessen Erholungsreise noch ausstand, kam jetzt bei eigener Praxis und der ganzen Vertretung des alten Sehn Tag und Nacht nicht aus der Klinik heraus.

So als Herbert schnell im Königshof und begab sich milde in seine Villa, von den rechtzeitig benachrichtigten Diensthofen erwartet. In aller Frühe ging es dann auf den Orgel-Anger heraus — er fürchtete, daß ihm nicht viel Gutes bevorstand. Er sah auch nach eingehender Orientierung, daß ein bloßes Hineingucken seinerseits nichts ausrichten würde. Es war in den paar Wochen so manches ganz gründlich verfahren worden, es war jetzt nötig, dem Bauleiter und seinen Leuten scharf auf die Finger zu sehen, wenn der Schaden nicht erheblich wachsen sollte.

Mittags ging bereits eine Depesche nach Mügen ab, daß seine Anwesenheit in der Kolonie unumgänglich notwendig wäre, und daß er sich aus Bequemlichkeitsrücksichten bei Dr. Nachod im Sanatorium einquartieren werde, bis Frau und Kinder wieder daheim wären. Da er tausend Dinge mit Frau Deubenreiter zu bereden hatte, so machte es sich von selbst, daß er bei ihr Kaffee trank, am zweiten Tage bei ihr einen Teller Suppe mit-aß und am dritten abends den Tee bei ihr einnahm.

Im Sanatorium war es ihm auch überhaupt zu laut, und die kranken Frauen erhöhten seinen Appetit nicht gerade.

In Frau Lenes Meinem Heim, das sie so modern zierlich eingerichtet hatte, fühlte er sich um vieles gemütlicher; zudem kochte sie sehr gut und keine Krankenkost, wie man sie ihm bei Dr. Nachod ruhig mitbrachte.

Es hatte auch einen eigenen Reiz für ihn, die hübsche Frau, die er bisher immer nur im Wirtshausumkreis kannte, als schlichte private Hausfrau walten und um ihn sorgen zu sehen.

Es wurde ihm dann so warm ums Herz, und er freute sich, daß er sie vor Dina und Mutterchen so herausgestrichen hatte.

Ja, diese Frau war angesichts der Umgebung, in der sie gelebt, eine ganz merkwürdige Erscheinung. Und der Gedanke, daß wohl er und kein anderer es gewesen sei, der die Saat zu dieser Reise gebracht, fing an, ihn von Tag zu Tag mehr zu beglücken.

Er brachte ihr auch unaufgefordert wieder Bücher heraus, wie früher — sie sollte sich wieder besser orientieren über Dinge, mit denen die kultivierte Gegenwart sich beschäftigte und die sie in Jahren der Arbeit und Sorgen um die eigene Familie nicht hatte bewältigen können, und ihr auch nichts davon zugebracht wurde.

Sie las dann die ganze Nacht durch, und am Morgen erzählte er ihr, was ihr unklar geblieben

war. Bei seiner Frau lag dafür kein Bedürfnis vor, ihr flossen diese Quellen von selbst. Und so befreitender war für ihn diese Lehrtätigkeit Lene Deubenreiter gegenüber, und seine Freude daran erhöhte ihren Ehrgeiz. Ihr fehlte ja natürlich viel positives Wissen, aber wenn man das an einer so hübschen Frau an sich schon nicht zu beklagenswert fand, auch wenn sie einer höheren Gesellschaftsklasse angehören mochte, so ersetzte Frau Lene diesen offensibaren Mangel durch kluges Verständnis, leichte Auffassung, und ein überraschend schnelles Sichhineinfinden in die ihr fernliegenden Gegenstände. Auch machte es Herbert Vergnügen, auf Butti, der jetzt die richtigen Cassenjungensjahre erreicht hatte und darin schwelgte, erzieherisch zu wirken und Frau Lene in dieser Beziehung auch hilfreich sein zu können, und die jetzt oft vermisste kräftige Hand Onkel Steders einigermaßen zu ersetzen. Butti hing aber trotzdem sehr herzlich an ihm, und so führten sie alle drei ein „stillschweigendes Familienleben“, wie Herbert gern scherzte.

Der sechste Tage war hereingebrochen, als von Mügen die Anfrage kam, ob er sehr böse wäre, wenn seine Damen noch acht Tage zulegten — es wäre gar zu köstlich da, sie könnten sich selbst so schwer vom Meer trennen, und die Kinder bettelten immerfort: Nicht abreißen, nicht abreißen! Ob er im Sanatorium wirklich so gut aufgehoben wäre, wie er schrieb, oder ob er seine Häuslichkeit doch zu sehr vermisse? Das ginge dann natürlich vor und sie würden „Klaglos“ zum bestimmten Termin eintreffen.

Herbert las Dinas Brief zweimal, steckte ihn fort, zog ihn noch einmal hervor, las ihn wieder und setzte sich dann hin, um folgendes Telegramm niederzuschreiben:

„Frau Dr. Sehn, Stubbenkammer, Mügen. Geben Urlaub. Bin glänzend aufgehoben. Brief folgt. Herbert.“

Er wollte jemand damit in die Stadt schicken, besann sich aber und machte sich selbst auf den Weg. Es war auch gut, wenn er sich wieder mal in seiner Villa sehen ließ, er konnte dann gleich ein paar neue Bücher für Frau Lene mit herausnehmen, biographisches Material. Auch die Geige wollte er nicht vergessen. Frau Lene wünschte sich so sehr ihn mal spielen zu hören — warum sollte er ihr den Wunsch abschlagen?

Als er sein Dogcart bestieg, piffte er vergnügt vor sich hin — ihm war so leicht zumute.

Wahrhaftig, fast als ob ihm ein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gegangen wäre! Als ob er jetzt eigentlich erst so recht Ferien hätte!

Im Hause waren eine Menge Briefschaften eingelaufen, alle geschäftlicher und zum großen Teil unliebsamer Natur. Rechnungen, alte, schon verjährte Rechnungen, und ein ganzer Stoß neuer, vom Markt her.

Ja, wo das Geld blieb!

Bum ersten Oktober hieß es, mindestens einige gewaltige Röcher aufstopfen.



Das wären ja alles Lappalien, wenn die verfluchte Bauerei nicht wäre.

Und doch: die „Bauerei“ war ihm innerste Herzenssache geworden, war ihm nie lieber als jetzt. Er wußte selbst nicht recht warum — abgesehen davon, daß Rene Deubenreiter so reizend darin verwickelt war. Das kam ihm immer noch nicht klar zum Bewußtsein. Es gab, seinem Empfinden nach, nur so eine warme Unterströmung, sonst . . . !

Er vertiefte sich immer mehr und mehr in die Rechnungen, suchte älteres, zehnmal eingelaufenes Mahnmaterial aus dem Schreibtisch hervor, addierte und multiplizierte, und darüber ward es Mittag und Nachmittag.

Als er wieder auf dem Orgel-Anger anlangte, hörte er, daß ein Maurer schwer verunglückt war. Man hatte ihn zu Dr. Wulffen in die Klinik gefahren, nachdem Dr. Nachod ihm den ersten Verband angelegt hatte. Die Genüter waren noch voll davon — Frau Rene in großer seelischer Erregung.

Es kam schließlich heraus, daß Trümpe nach langer Abwesenheit wieder auf dem Bau gewesen war. Er war augenscheinlich viel früher aus seiner Sommerfrische zurück als sonst und langweilte sich wohl in der Stadt. Er sei bei ihr vorgeprochen, um zu sehen, wie sie wohnte und wie sich die Wohnung möbliert mache. Er hätte fast zwei Stunden bei ihr gegessen, und ihr einen schönen weißseidenen gestickten Schal aus Karlsbad mitgebracht. Sie habe das Geschenk durchaus ablehnen wollen, aber er habe beleidigt getan und den Schal einfach nicht wieder mitgenommen. Um ihn nur los zu werden, habe sie ihn dann endlich aufgefordert, sich die vorgeführten Häuser anzusehen.

„Ja, was will der Kerl eigentlich von Ihnen?“ plakte Herbert zornig heraus, als am Abend beim Tee noch einmal die Rede auf Trümpes Besuch kam.

„Mir lästig fallen!“ sagte Rene Deubenreiter, ein wenig über Herberts Wutausbruch lachend.

„Da stimmt mir etwas nicht! Wenn ein halbwegs gebildeter Mensch bei einer Frau andauernd Fiasko macht, so gibt er es doch auf — es läßt sich niemand jahrein jahraus als Lust betrachten, er bleibt endlich von selbst weg!“

„Was wollen Sie damit andeuten, Herr Doktor?“ fragte Frau Rene in strengem Ton.

„Daß Sie ihn andauernd ermutigen! Früher in der Waldschenke brachte das Geschäft es mit sich, da mußten Sie vielleicht manches anhören, ohne aufmucken zu dürfen. Aber hier? Dies ist mein Grund und Boden, und wer Sie hier belästigt, den jage ich mit der Peitsche vom Hof.“

„Ach doch nur nicht gleich so!“ beruhigte Frau Rene.

„Ich bitte Sie, da könnte etwas entstehen, was ich mir mein Tag nicht vergeben könnte! Glauben Sie, der Trümpe ließe sich nur so mit der Peitsche davonjagen? Herr des Himmels, das könnte ich nicht verantworten, was daraus entstünde!“

„Weil's Ihnen doch ganz schmeichelhaft ist, daß der flotte Trümpe, der bei allen Weibern Sahn im Korbe ist, sich von Ihnen gängeln läßt und nicht müde wird . . . man kennt das!“

„Nu, mir macht's keinen Spaß! Aber er wird's schon satt kriegen und wegbleiben — da brauchen Sie sich nicht drein zu mischen. Schließlich, ich bitt Sie, Herr Doktor, was geht Sie denn die Sache an! Überlassen Sie das einem eifersüchtigen Liebhaber, wenn sich überhaupt noch mal einer zu mir findet!“

Frau Deubenreiter deckte lachend den Tisch ab und redete von anderen Dingen.

In Herbert kochte etwas. Er hatte sich mit dem Rücken gegen das kleine Büfett gelehnt und sah ihren Gantierungen mit lauernden Blicken zu. Auf alles, was sie sprach, gab er keine Antwort. Er fing an zu rauchen und schien über etwas nachzudenken. Da es besonders spät geworden war, brachte Rene den kleinen Butti erst mal zu Bett. Als sie wiederkam, stand Herbert noch an derselben Stelle. Sie nahm eine Handarbeit vor und setzte sich wieder an den Tisch.

Als Herbert sich immer noch nicht rührte, sagte sie, ohne sich nach ihm umzuwenden, freundlich bittend:

„Ich dachte, Sie wollten mir heute abend hübsch was vorfedeln, Herr Doktor . . . ach bitt' schön, ja?“

Herbert schwieg.

Da wandte Frau Rene sich mit dem ganzen Oberkörper herum, stützte die Hände auf den Tisch und sagte erregt: „Man kann aber wirklich heut seine Ruh' mit Ihnen verlieren!“

„Wirklich? Na, Gott sei Dank, denn gerade Ihre Ruhe treibt mich aus den Augen!“

„Was haben Sie aber nur? Man sollte wirklich meinen . . .“

„Was? Was sollte man meinen?“

„Gott steh mir bei: daß Sie dem Trümpe nach dem Leben trachten, weil Sie gar wie rasend in mich vernarrt sind! Ich denke, das lassen wir schlafen — die alten Kinderzeiten sind vorüber — wir haben inzwischen jeder unser Teil gehabt und sind zufrieden, daß es so gekommen ist!“

Jetzt hatte Herbert sich vom Büfett losgelöst und war ihr näher getreten. Sie sah sich in die Augen, und Frau Rene senkte endlich den Blick vor dem seltsamen Ausdruck, mit dem Herbert ihr ins Gesicht starrte. Mit hochroten Wangen kehrte sie sich langsam um und griff nach ihrem Nähzeug. Da packten zwei feste Arme sie von hinten und rissen sie in die Höhe.

„Rene . . .!“

„Was soll das, Herr Doktor . . .?“

„Rene, bist du schlecht geworden oder spielst du die Komödie aus reiner Verzweiflung, weil die Erinnerungen zu heiß in dir toben?“

„Und wenn?“ sagte Rene tonlos, und versuchte sich mit einem Ruck von ihm freizumachen.

Aber Herbert hielt sie bei den Schultern fest und küßte mit glühenden Lippen ihre Wangen, ihr Haar, bis sie endlich auch ihren Mund bot, die Arme leidenschaftlich um ihn schlang und ihn wie toll wiederküßte.

„Jetzt fiadele ich dir was vor“, rief Herbert. „Mein Liebeslied.“

Er spielte wie in einem tollseligen Rausch — die ganze freudige Jugendliebe blühte noch einmal auf, so frisch, so froh, so voller ungelöster Unendlichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)



Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht. Goethe.

## Syrien, ein Land der Zukunft für deutsche Kulturarbeit.

Durch das politische Bündnis und die Waffenbrüderschaft im Kampfe gegen die gemeinsamen Feinde hat die Türkei für uns eine Zukunftsbedeutung gewonnen, deren Tragweite kaum hoch genug eingeschätzt werden kann. Daß die landläufigen Ansichten und Vorurteile über Land und Leute wenig zutreffen, sehen wir schon an der bewundernswerten Tatsache, wie gründlich und für orientalische Verhältnisse höchst erstaunlich seit dem letzten Balkankriege im Ozean und in der Verwaltung reorganisiert ist und wie prachtvoll sich die türkischen Soldaten schlagen. Dem starken englischen und französischen Einfluß hat der Krieg ein Ende bereitet; für deutsche Kultur und deutschen Handel ist das Feld frei. Das gilt es nun zu beackern. Zunächst aber müssen wir den Boden kennen lernen, in den wir unsere Pflugschar einziehen sollen. An wirklich zuverlässigen und brauchbaren Hilfsmitteln, sich über die türkischen Länder zu unterrichten, fehlte es bisher gänzlich. Diesem Mangel läßt nun eine Bänder- und Völkertunde eines der besten Kenner des Orients Oswald Banje ab, die unter dem Titel „Die Türken“ in diesen Tagen bei Georg Westermann in Braunschweig erscheint und durch die künstlerische Darstellung des reich illustrierten Materials allgemeine Beachtung verdient. Von ganz besonderem Interesse ist die Schilderung Syriens, das unter den türkischen Ländern für uns eins der wichtigsten ist, aber in seiner Eigenart noch recht wenig betrachtet wurde. Nicht so gelb und heroisch wie



Anatolien, nicht so braun-ablehnend wie Armenien, nicht so gelb-lahl wie Mesopotamien ist Syrien, das Land der kleinen Einzelzüge, der sauberen Pinselstriche auf hellem Grunde, reichend wie die goldenen und silbernen Juwelarbeiten seiner kunstvollen Goldschmiede. . . . Blühender Ackerbau, Eigenhandel, Durchgangshandel von wie nach Mesopotamien und Persien, West- und Innerasien, Indien und China, gesundes Klima — diese Vorzüge machen Syriens Charakter aus. Sie bedingen seinen Wohlstand, der auch in schlechten Zeiten für orientalische Verhältnisse ansehnlich geblieben ist und uns schon im grauesten Altertum in den Phöniziern verkörpert entgegentritt, den am Saume des reichsten Küstenlandes stehenden Beherrschern des westlichen Großhandels. (Dieser Eigen- und Fremdenhandel, welcher nicht um Syrien herum kann, hat das Land seit Jahrhunderten befruchtet und es zum Lande der Karawanenstraßen und heute zu dem der Eisenbahnen mit schon fünf Querlinien gemacht.)jene Vorzüge bedingen die Mischung der Rasse, aus der sich auf heterogener Grundlage und mit hauptsächlich semitischer Beeinflussung vermöge der Eigenart des Reliefs eine Reihe von Nationalitäten entwickelte. Sie bedingen die Intelligenz des Syriers, die durch vielseitige kulturelle Einflüsse und durch wirtschaftliche Begünstigung im Äther eines gesunden, meist nicht erschaffenden Klimas sich herausbilden konnte. Das Land Syrien hängt an der Wimper Vorderasiens. Wie Anatolien die Brücke Vorderasiens nach Europa bildet, so ist Syrien der Hafen derselben zum Mittelmeer. Es ist eine liebenswürdige und oft ein wenig kokette Mischung von Meeresbeziehungen und Landgebundenheit, von Galeere und Karavanentier, ähnlich wie es im Orient sonst nur noch das zierliche Tunesien ist; und es paßt nicht übel zum Charakter Syriens, daß das elegante französische Element hier einen solchen Einfluß zu erringen vermocht hat. . . . Die günstige Verkehrslage, die reiche natürliche Ausstattung und der bedeutende Satz von Christen in der eingeborenen Bevölkerung (fast ein Drittel) haben schon seit längerer Zeit die begehrlichen Augen der Franzosen, Engländer und neuerdings selbst der Russen auf Syrien gelenkt. Durch Gründung von höheren und niederen Schulen und Kindergärten (die französischen vor dem Weltkrieg mit etwa 43 000 Schülern), von Krankenhäusern und Bibliotheken, von arabisch gedruckten Zeitungen und elektrischen Anlagen, von Eisenbahnen und Mustergütern suchen sie spätere politische Maßnahmen mit einer friedfertigen Verwogenheit vorzubereiten und namentlich die christliche Bevölkerung in ihrem Sinne (bisher meist französisch) zu zivilisieren. Es ist an der Türkei alles aufzubieten, dieses für den Bestand ihres Reiches und Ansehens unbedingt erforderliche Land fester an sich zu knüpfen; denn ganz abgesehen von seinen Erträgen und seinem tüchtigen Soldatenmaterial stellt es die Verbindung Kleasiens her mit Arabien, dessen heilige Stätten die immer noch gewaltige Bedeutung des Sultans als Vormacht der 240 Millionen Mohammedaner bedingen, und es beherrscht die Weltstraßen zwischen West und Ost, zwischen Europa und Indien. Der Anfang ist gemacht, als die Pforte im Weltkrieg die Anstalten, namentlich die der Franzosen, aufhob und den Befehl gab, die französischen Bahnen durch die Verwaltung der Hochseebahn zurückzulaufen."



### Aus der Kriegszeit.

Auf dem Friedhof der Lorettokämpfer in Lens. Wer mit unseren Feldgrauen in ausgedehntem Briefwechsel steht, dem wird die merkwürdige Beobachtung nicht entgehen, daß sie auffallend viel Ansichtsarten aus dem Feld schicken, auf denen Kirchen und Friedhöfe abgebildet sind. Diese Tatsache läßt uns einen Blick in das Seelenleben unserer Krieger tun. Sie sind befinnlich geworden, sie sehen das Leben im Ewigkeitslicht an. Kein Wunder, denn sie bewegen sich ja nun schon über ein Jahr auf dem schmalen Pfad zwischen Tod und Leben. — Und welche eine Pietät beweisen sie ihren gefallenen Kameraden gegenüber. Es ist geradezu rührend, zu beobachten, mit welcher Sorgfalt und Liebe sie die Grabstätten der Brüder anlegen, ausschmücken und pflegen. Der Heldenfriedhof ist ihnen ein Heiligtum. Das kann allen denen, die einen teuren Angehörigen draußen in Feindesland liegen haben, ein Trost sein und zur Aufrihtung dienen. Ein hervorragender Beweis für das Gesagte ist in der Anlage des Friedhofs

zu Lens zu erblicken, auf dem ein großer Teil der Lorettokämpfer eine Ruhestätte gefunden hat. Ich meine den mit größter Umsicht und Sorgfalt hergerichteten Korpsfriedhof des 14. Armeekorps. Die Anlage stammt von Oberleutnant von Hugo, die Bepflanzung von Unteroffizier Laitenberger. Zweibreite Tore führen zu dem quadratisch angelegten Friedhof, der mit einem Staket und Baumreihen eingefriedigt ist. Breite, wohlgepflegte Wege teilen ihn in 16 geschmackvoll abgegrenzte Felder, auf denen die einzelnen Truppengattungen und Regimenter ihre Kameraden geborgen haben. An der linken Seite ziehen sich zwei lange Massengräber hin, die einen besonders erschütternden Eindruck erwecken. Dem Haupteingang gegenüber befindet sich auf einem großen, freien Platz ein Blumenbeet, aus dem sich ein schlichter, aber imposanter Gedenkstein erhebt mit der Inschrift XIV. A. K. Dahinter erstreckt sich ein rechteckig geformtes, mit Bäumen eingefasstes Feld, das die Offiziersabteilung darstellt; um dasselbe gruppieren sich die gleichfalls mit Bäumen und Sträuchern versehenen anderen Felder in edler Linienführung. Hinter der Offiziersabteilung erhebt sich ein Denkmal, das den meisten Lesern aus illustrierten Zeitungen bekannt sein wird; auf einem vieredigen, behauenen Stein steht eine beflügelte Engelsgestalt, die Hände auf ein Schwert stützend, treue Wacht haltend über der Stätte, da so viele edle deutsche Mannen ausruhen, nachdem sie ihre heilige Pflicht für das Vaterland erfüllt und ihre Liebe zu Kaiser und Reich mit dem ehrenvollen Heldentod bezahlt haben. Auf der Vorderseite des Sockels lesen wir die Inschrift:

Den  
in den Kämpfen um  
Loretto  
ruhmvoll gefallenen  
Helden.

Nur mit tiefer Behmut richten wir unsere Gedanken hin zu den Gräbern all dieser tapferen Helden, die das Heillandswort in die Tat umgesetzt haben: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“, und ihre ruhmumwachten Grabstätten rufen uns die Mahnung zu:

„Vergiß die treuen Toten nicht und schmüde auch unsere Urne mit dem Eichenkranz.“

Das ist schon geschehen, und es wird auch fürderhin so sein, so laßt Deutsche auf dem Erdboden wohnen!

Ein unerschrockener Lehrer. Die Stellung der Kompagnie hatte am 15. Juni 1915 ganz besonders unter schwerem Artilleriefire zu leiden. Ungezählte Tausende von Granaten mittleren und schweren Kalibers ebneten die Gräben teilweise vollkommen ein. In dieser kritischen Zeit stand der Einjährig-Freiwillige Gefreite Kurt Herber Meusel — Lehrer in Chemnitz — auf Posten, die Augen unablässig und unbefürmert um den schrecklichen Granatregen auf die gegenüberliegende feindliche Stellung gerichtet. Die nach allen Seiten hin einschlagenden Geschosse, wirkten mächtige Erdwolken auf, die die Beobachtung ungemein erschwerten. M. sah deshalb ab und zu über die Brustwehr hinaus, um besser sehen zu können, und erhielt dabei einen Kopfstreihwund. Wiederholt von seinem Zug- und Gruppenführer aufgefordert, sich verbinden zu lassen, verweigerte er jede Hilfe und ließ sich nicht verbinden, sondern beobachtete weiter die feindliche Stellung und verblieb auf seinem Posten, bis er abgelöst wurde. Als hierauf bekannt wurde, daß vielen rechts Kameraden verschüttet seien, eilte er dahin und grub im schwersten Artilleriefire den Unteroffizier Winter und den Reservist Orler aus und brachte sie vorläufig an eine weniger beschossene Stelle des Grabens. Unter eigener Lebensgefahr holte er dann von vorn einen Sanitätsunteroffizier herbei und leistete diesem beim Verbinden der Verwundeten tatkräftige Hilfe. Wieder und wieder wurde er aufgefordert, sich verbinden zu lassen. M. kam dem jedoch nicht nach, sondern trug noch nacheinander zwei Verwundete im schwersten Artilleriefire auf dem Rücken bis in die Reservestellung und bewirkte hier ihren sofortigen Weitertransport. Jetzt erst leistete er den Aufforderungen Folge und ließ sich verbinden. Inzwischen war das feindliche Artilleriefire aufs höchste gesteigert worden, trotzdem beobachtete M. freiwillig den Feind und maßte schließlich rechtzeitig den erkannten englischen Angriff dem Zugführer, der daraufhin sofort eine wirksame Verteidigung veranlaßte. Auch daran nahm M. hervorragenden Anteil. Am 18. 6. 1915 wurde wieder die ganze Stellung der Kompagnie mit Geschossen schweren Kalibers eingeob-



Die meisten Winterstollen waren bereits verschüttet. M., der sich heute mit in dem Unterstand des Zugführers befand, stellte sich freiwillig diesem zur Verfügung und holte Ersatz für die verschüttete Munition, namentlich aber Handgranaten heran, und verteilte sie im heftigsten Trommelfeuer unter die Gruppen des Zuges. Bei der späteren Verteidigung wurde M. durch einen schweren Kopfschuß verwundet und brach bewußtlos zusammen. Bei dem wiedererlangten Bewußtsein äußerte er seine größte Befriedigung über die zweite siegreiche Abwehr des Feindes, ein Schmerzenslaut trotz sehr schwerer Verwundung kam nicht über seine Lippen. Für sein hervorragend tapferes Verhalten ist Meusel zum Unteroffizier befördert worden und hat am 9. 7. 1915 das Eisenerne Kreuz 2. Klasse erhalten.

Wie das Kommisbrot entsteht. Mehr noch als daheim im bürgerlichen Leben spielt draußen im Feld das Brot die Hauptrolle in der Ernährung. Das sogenannte Kommisbrot, dessen Name bis auf den 30jährigen Krieg zurückgeht, ist stets der unentbehrliche Begleiter des Soldaten im Krieg gewesen. Die Bezeichnung Kommisbrot wurde von den Truppen Wallensteins geprägt. Als Wallenstein auf seinem Zug nach Stralsund durch die verarmte Mark marschierte, mußte er, da die Einwohner nicht die erforderlichen fertigen Brotmengen liefern konnten, eine eigene Brotkommission einsehen. Daher erhielt das Brot die Bezeichnung Kommissionsbrot, aus der später Kommisbrot wurde. Die Produktion des Kommisbrotes und die Versorgung der Truppen ist stets eine große Sorge der Heeresleitung gewesen, die im Lauf der Zeit durch die Veränderungen der Kriegsführung zu einer immer gewaltigeren Aufgabe wurde. Die Schaffung und Aufteilung des Kommisbrotes im gegenwärtigen Krieg stellt, wie einer sachmännischen Betrachtung des Königl. Hofbäckermeisters Heil im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ zu entnehmen ist, eine umfassende organisatorische Unternehmung größten Maßstabs dar: „Der Soldat empfängt als tägliche Brotmenge 750 Gramm. Die Brote selbst wiegen 3 Kilogramm und werden erst ausgegeben, nachdem sie einige Tage alt geworden sind. Wir sollen 70 Prozent unseres Bedarfs an Kohlehydraten durch Brot, die übrigen 30 Prozent durch Gemüse, Suppen usw. decken, und da nun der tägliche Rotbedarf an Kohlehydraten 500 Gramm beträgt, so sind 70 Prozent hiervon 350 Gramm, und diese Menge ist in 750 Gramm Brot enthalten. Trotz des Appetits in den jungen Jahren, der starken Bewegung und des vielen Aufenthalts in der frischen Luft genügt die tägliche Menge des Kommisbrotes vollkommen zur Sättigung. Das viele Kommisbrot, das seinen Weg aus der Kaserne in die Zivilbevölkerung findet, ist der beste Beweis für die reichliche Vemessung. Die Erfahrung des Krieges hat sogar gezeigt, daß von den einberufenen Soldaten in älteren Jahren die tägliche Ration nicht gebraucht wird.“ Die Mischung des Brotes ist in günstiger Weise den Anforderungen angepaßt: „Das Kommisbrot besteht aus einer Mischung von Roggenschrotmehl, Wasser und Salz. Während die Voderung bei dem Weizenbrot unter Benutzung von Gese erfolgt, geschieht diese bei dem Kommisbrot durch Sauerteig. Die Anwendung desselben ist uralte und bildet heute noch die Grundlage für ein gutes Gelingen.“ Zur Herstellung des Kommisbrotes werden heute die modernsten maschinellen Einrichtungen verwendet: „Eine Knetmaschine macht beispielsweise in 5 Minuten einen Teig von 18 Zentnern, und ein Doppeldampfbaden blickt in einer Tag- und Nachtschicht ungefähr 6000 Kilogramm Brot. Die Bereitung des Kommisbrots im Feld lehnt sich der im Frieden im allgemeinen an, unterscheidet sich jedoch hinsichtlich der zur Verwendung kommenden Ofen, Knetmaschinen und Gerätschaften ganz wesentlich. Wie unsere Heeresverwaltung alle Erfindungen sich für ihre Zwecke nutzbar gemacht hat, sind auch die Feldbäckereien mit ganz modernen Hilfsmitteln ausgestattet. Neben einer großen Leistungsfähigkeit ist hierbei besonders Wert auf die Beweglichkeit der Feldbäckereikolonnen gelegt, und wie wichtig dies ist, zeigt uns der gegenwärtige Krieg. Jede Division hat eine Feldbäckereikolonnie, zu der zwölf fahrbare Feldbäcköfen gehören. Die Kolonnen folgen entweder den Truppen unmittelbar oder sie arbeiten in den Etappen, und je nach der Dringlichkeit richten sie sich ein. Im ersteren Fall wird das Kneten des Teiges und Formen des Brotes in den Zelten gemacht und die Brote auf freiem Feld in den

fahrbaren Ofen gebacken; in den Etappen werden teilweise auch in vorhandene Gebäude massive Ofen eingebaut. Wegen der Zuführung der Mengen des zu verarbeitenden Rohmaterials und der Beförderung des gebackenen Brotes muß der Ort der Kolonne günstig liegen, andererseits soll er auch möglichst geschützt vor dem Feind sein. Miegerangriffe auf Bäckerkolonnen sind sehr häufig. Stößt die Truppe bei dem Vorgehen auf Mühlen mit großem Lager oder Mehlmagazinen, so wird die Bäckerei in deren Nähe gebracht.“

Frau Eddy und die „Christliche Wissenschaft“. Im Laufe der Verhandlungen in dem Berliner Exzentristen-Prozess, der im Verurteilungsverfahren noch einmal die Gerichte beschäftigt wird, wurde vielfach der Name der Amerikanerin Eddy genannt, die als die Begründerin der sogenannten „Christlichen Wissenschaft“ angesehen wird. Interessante Aufschlüsse über die Entstehung der christlichen Wissenschaft im Rahmen des amerikanischen Sektentums sowie über die Person der Frau Eddy selbst gibt Fritz Voelting in einem im Verlag von Eugen Diederichs erschienenen Buch „Über den amerikanischen Frauontum“. Die „Christliche Wissenschaft“, die echt amerikanischen Ursprungs ist, war das stärkste Ergebnis der großen Bewegung des amerikanischen Sektentums: „Ihre Stärke, ja der Schlüssel ihres Triumphes lag in der unmittelbar praktischen Richtung ihrer Ziele. Sie setzt die Annahme voraus, daß die Geister nicht etwa nur in einer allgemeinen mystischen Wechselwirkung, sondern in einem unmittelbaren gegenseitigen Austausch zusammenhängen.“ Als Führerin dieser Bewegung trat die Amerikanerin Mary Glover Eddy auf, nach der die „Christliche Wissenschaft“ der Exzentristen auch die Bezeichnung „Eddysmus“ erhielt: „Es ist in mehrfacher Weise bezeichnend, daß der Prophet des neuen Glaubens eine Frau war. Nur ein weibliches Gemüt ist eines so schrankenlosen Optimismus fähig, der vom Willen und der Erkenntnis geradezu alles erwartet. Aber auch die Form, in der das Glaubenssystem niedergelegt ist, verrät deutlich die weibliche Hand. Nach logischer Entwicklung und Ordnung der Gedanken sucht man darin vergebens; eine sprunghafte Ideenführung verbindet sich mit einem blumigen Stil. Es ist interessant, die persönliche Verehrung Frau Eddys zu betrachten. Eine Darstellung des Frauenkultes von höchster Intensität. Aus engen und ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, hat die Gründerin der Christlichen Wissenschaft in ihrem schicksalvollen Leben zwei Eigenschaften nie verleugnet: eine große organisatorische Energie und eine Macht über die Menschen, zu der ihr Geschlecht und ihre Schönheit wohl keinen geringen Teil beitrugen. Das System ihrer Lehre hat sich nur allmählich herausgebildet; in seinen Grundlagen geht es auf die Heilpraxis eines Phineas Parfust Quimby zurück, zu dem Frau Eddy in schweren nervösen Leiden ihre Zuflucht nahm. In die Zeit, da schon das größere Wachstum der Sekte begann, fällt die Heirat mit ihrem dritten Gatten, dem jüngeren und ergebenen Schüler Eddy. Der Aberglaube Frau Eddys findet nur noch in ihrem kapitalistischen Erbe eine Parallele. Es ist auffallend, daß sie, die sich so gern und häufig mit Christus vergleicht, in ihren späteren Lebensjahren ein Vermögen veräußerte, das eine Million Dollar erheblich überstieg. Wäre es ihr allein um Ausbreitung ihrer Lehre zu tun gewesen, so hätte sie den Verkaufspreis der billigsten Ausgabe von „Science and Health“ kaum auf 3,18 Dollar festgesetzt, wovon 1,50 Dollar ihr, so lange sie lebte, als Reingewinn zufließen. In welchem Gegensatz zeigt sich das Bestreben der modernen Bibelgesellschaften, die die Schrift in möglichst billigen und dabei doch guten Ausgaben unter das Volk zu bringen suchen! — Frau Eddy bediente sich freilich eines anderen Mittels, um ihre Lehre populär zu machen: der Bekanntheit. Sie ließ in den Zeitschriften der Sekte Briefe und Berichte veröffentlichen, worin Reuebekehrte ihre wunderbaren Heilungen schilderten, ja, wo Erfolge im Leben und nicht zuletzt im Geldmachen unmittelbar auf den beglückenden Einfluß der neuen Lehre zurückgeführt wurden; sie verkaufte ihre Photographie, die, stark retouchiert, das Bild einer Heiligen darstellte, zu einem hohen Preise, und wer sie in ihrer Villa in Pleasant View bei Boston besuchte, konnte sich schwerlich mit guter Art zurückziehen, ohne einen ihrer Erinnerungsstücke, der in Gold 5 Dollar, in Silber 3 Dollar kostete, erstanden zu haben. Gestorben ist sie aber doch, sehr zur Bestärkung vieler ihrer Anhänger, die bestimmt gehofft hatten, sie werde auch über den Tod triumphieren.“